

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 255 Bromberg, den 6. November 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(6. Fortsetzung.)

Dieses stolze, schwellende Gefühl ließ ihn innerlich wachsen und erstarken, und ein jubelnder Glücksschrei löste sich aus seiner Brust. Wie ein heller Strahl brach dieser Ruf durch das wirre Schallgewühl, von dem die Luft erfüllt war, und flatterte wie eine silberne, sonnentrunkene Möwe über die grauen Kaimauern dahin.

Und auf diesen Jauchzer kam plötzlich eine Antwort, schwach und zart wie ein Widerhall. Gleichzeitig sichtete Mandus in der Richtung dieses Schalles eine Jolle, darin eine Frau und ein Mädchen saßen. Gemächlich wiegte sich das kleine Fahrzeug in den Indiahafen herein. Der Jollenführer stand im Stern und wrickte, die Frau hockte auf der zweiten Ducht, und das Mädchen, dessen hellblaues Kleid Mandus sofort in die Augen gestochen hatte, kauerte im Bug und winkte mit dem Taschentuch.

Noch einmal jauchzte Mandus, und sogleich löste sich von den roten Mädchenlippen die gleiche Antwort. Jetzt ließ Mandus, der längst den Kopf aus dem Hanfviereck gezogen hatte, sogar die rechte Hand los und schwenkte damit so heftig seine Mütze, als hätte er den dienstlichen Befehl erhalten, auf solche Weise eine ganz steife Brise zu erzeugen.

Da das Boot genau auf die Fortuna zuhielt, glaubte Mandus noch einen weiteren triftigen Grund gefunden zu haben, sich ausreichend bemerkbar zu machen.

Nun aber schob sich leider aus dem Hintergrunde des Hafenbeckens ein englischer Kohlendampfer mit zwei vorgespannten Schleppern dazwischen. Die Jolle mußte vom Kurs abfallen. Der Dampfer war leer und verdeckte, da er weit aus dem Wasser ragte, Jolle und Winketüchlein. Zwar stieg Mandus noch einige Sprossen höher, aber es war schon zu spät. Die Jolle blieb verschwunden und konnte sobald nicht wieder zum Vorschein kommen, denn das englische Kohlenungetüm wollte kein Ende nehmen und rückte nur ganz langsam vorwärts.

Mandus begann hinunterzusteigen. Von der obersten Plattform, der Bramsaling, beguckte er sich das Deck genauer. Am Fockmast waren einige Leute beschäftigt, die Wanten steif zu holen. Hier führte der Zweite das Kommando. Sein heller Tenor klang klar und scharf bis zu Mandus herauf. Die andern Leute hatten sich bei Greggers eingefunden und salbten wie er mit schwarzen Händen die Taue. Außerdem hingen vier Mann im Großwant, zwei auf Steuerbord-, zwei auf Backbordseite, und stiegen mit ihren Pützen immer eine Stufe tiefer.

Da Mandus nicht die geringste Lust verspürte, diesen schlüpfrigen Steg zu betreten, setzte er sich nieder, lehnte sich an die Bramstenge und ließ die Beine über die Saling baumeln. Greggers stand jetzt genau unter ihm. Es wäre kein Kunststück gewesen, ihm mitten auf die blaue, tellerförmige Mütze zu spucken.

Plötzlich kam Jonni aus der Kajüte gestolpert, wandte sich an Greggers und fragte ihn nach dem gottsverdammigten Jungen. Greggers deutete wortlos mit seinem schwarzen Zeigefinger gen Himmel.

Im nächsten Augenblick fühlte sich Mandus gesichtet und sah, wie Jonni von unten herauf mit der Faust drohte, was jedoch von oben äußerst komisch aussah.

„Sofort herunterkommen!" brüllte Jonni und schickte hinterher noch ein ganzes Bündel seemännischer Kraftausdrücke, die Mandus aber nicht verstand.

Warum brüllt er mich immer so an? dachte er, während er sich auf die Socken machte. Was hat er gegen mich? Ich bin doch nicht taub! Ich hab ihm doch gar nichts getan!

Dicht unterhalb der Saling kam ihm ein strammes Tau zwischen die Finger, das schlank und rank bis zur Reling hinunterlief. Er stockte, besah sich die hübsche Gelegenheit, wickelte seine Mütze darum und sattelte so auf die Brampardun über.

Greggers schrie, Jonni brüllte, aber Mandus kehrte sich nicht daran, sondern rutschte und rutschte, zuerst langsam, dann imer schneller und schneller, bis er mit einem ganz gehörigen Plumps das Deck gewann. Die Mütze war dabei in Fetzen gegangen, und die Fetzen glühten wie höllisches Feuer. Mandus warf sie weg und rieb die brennenden Handflächen nachdrücklich auf dem hintersten Teil seiner ersten Seemannsbüx.

Jonni aber packte ihn mit harten Fingern am Jackenkragen und schüttelte ihn wie einen über dem Milchtopf erwischten Kater.

„Du Satansbraten!" bölkte er los. „Du hast wohl einen Hals und zwei Beine zuviel? Weh' dir, ich erwisch dich noch einmal in den Riggen! Do oben hast du überhaupt nichts zu suchen! Jetzt marsch in die Kombüse, Kaffee holen!"

Mandus schluckte dreimal an diesem Befehl, äugte dabei nach der schwarzen Pütz, die seinen brennenden Handflächen Kühlung und seiner Schiffsjungenehre Befreiung vom Sklavenjoch verhieß und fuhr kurz entschlossen mit beiden Händen tief in die dunkle, in allen Regenbogenfarben schillernde Teertunke hinein.

Wunderbar kühl war es darin, die Schmerzen verflogen zusehends. Siegesgewiß zog er nun die Hände wieder heraus.

Allein Jonni Kaphengst begann zu rasen. Er erblickte in dieser Handlungsweise eine direkte Verhöhnung seiner sogenannten Autorität und erzeugte aus diesem Grunde durch die Wucht seiner linken, unheimlich harten Handfläche auf dem rechten unteren Gesichtsviertel des Schiffsjungen Mandus Frixen einen ganz vortrefflichen Knall. Im nächsten Augenblick kam die rechte Hand angesaust. Mandus wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er mit beteerten Fingern die bedrohte Gegend deckte. Die rechte Kapitänshand erzeugte daher einen weniger tüchtigen Knall, dafür aber erhielt sie als Gegenleistung ein gutes Achtelpfund Labsalbe.

Das Metazentrum.

Diese Freveltat Nummer zwo blieb ungesühnt, denn die liebliche Mädchenstimme aus der Jolle jauchzte plötzlich: „Papa!"

Joni kriegte einen schönen Schreck und fuhr herum.

Das Mädchen im hellblauen Kleid mit dem grauen Hut kam heran, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Er machte dabei eine wenig vorteilhafte Figur, denn er mußte die unfreiwillig geschwärzte Hand außer Sicht halten. Die Küsserei dauerte ziemlich lange.

Einfach ekelhaft! dachte Mandus und wandte sich zur Seite, was ihn aber durchaus nicht hinderte, die beiden auch weiterhin im Auge zu behalten.

Das Mädchen gefiel ihm nämlich besser. Ihr dunkelblondes Lockenhaar drängte sich unter dem Hutrande hervor. Er hätte ihr gar zu gern nur einmal ganz zart an den hellblauen Ärmel getippt, und zerknirscht betrachtete er daraufhin seine kohlrabenschwarzen Finger.

Gleichzeitig begann sich aber sein männlicher Stolz zu regen. Das war gewiß noch ein Schulmädel! Und hochnäsig wandte er sich ab und griff ans Tau, um sich die Hände abzureiben.

Doch ein Aufschrei ließ ihn herumfahren. Das Mädchen hatte die gelabsalbte väterliche Hand entdeckt, und die süßen, blauen Augen wurden immer größer und runder. Dann fiel ihr Blick auf Mandus, und sie erkannte sogleich den Zusammenhang.

Pfui, Vater!" rief sie und machte dazu eine Miene wie eine bis ins tiefste Stammbaumglied gekränkte Prinzessin.

Jonni verschwand mit dreizehn Knoten Geschwindigkeit, und das Feld behauptete der geschlagene Sieger Mandus

„Guten Tag, Fräulein Selma!" schmunzelte Greggers, zog die Mütze und streckte ihr seine rechte Hand zum Gruße entgegen.

„Das möchtest du wohl!" lachte sie ihn aus und verschränkte ihre Arme auf dem Rücken.

Mandus verschlang sie förmlich mit seinen Pupillen. Je länger er sie ansah, um so besser gefiel sie ihm. Eines aber stand nun für ihn fest: Ein Schulmädchen war sie nicht!

„Und das ist unser neuer Niggerjung!" fuhr Greggers fort und stülpte seine schmierige Mütze dem verdutzten Mandus so tief ins Gesicht, daß sie die weiße Stirn völlig verdeckte.

Jetzt sah Mandus wirklich bis auf die weiße Nasenspitze einem Negerjungen zum Verwechseln ähnlich.

Zum ersten Male fühlte er Selmas tiefe blaue Augen auf sich ruhen.

„Die Farbe ist echt!" beteuerte Greggers. „Probier mal!"

Da kam sie ganz dicht an Mandus heran, so dicht, daß er ihren Atem spüren konnte, und strich mit steif ausgestrecktem Zeigefinger über seine schwarze Wange. Ganz sanft machte sie es, nur ein klein wenig stärker als der Hauch, der ihren purpurroten, halbgeöffneten Lippen entströmte.

Mandus bewegte nicht einmal die Zehenspitze, so schön war es. Er schloß sogar die Augen vor Wonne, als sie ihm vom Ohrläppchen an geradezu zärtlich quer über die Wange bis zum Kinn fuhr.

Greggers grinste noch immer und hielt seine Nase möglichst nahebei. Und ehe er sich's versah, strich ihm Selmas Fingerspitze über Stirn und Nasenrücken und hinterließ eine tiefschwarze Bahn.

„Da hast du's, alter Lügenpeter!" kicherte sie schadenfroh.

Kuno Leek und Hugo Pingel lachten aus vollem Halse, Selma putzte den Finger am Segel ab, und Greggers stand offenen Mundes da und beschielte sich seine neueste Auszeichnung.

Mandus aber hielt noch immer die Augen geschlossen, denn von dem hellen Strich auf seinem schwarzen Gesicht rieselte ihm ein merkwürdiges, wohltuendes, süßes Gefühl durch den ganzen Körper.

„Wie bist du denn an Bord gekommen?" hörte er Greggers fragen.

„Ach Gott!" rief Selma und schlug vor Schreck die Hände zusammen. „Auf der Hühnerleiter! Mama wartet auf's Fallreep!"

Unter Greggers sachkundigen Händen senkte sich nun die Fallreeptreppe langsam zum Wasserspiegel, und Selmas Mutter kam an Bord. Sie hatte die ganze Zeit über still im Boote gesessen und in dem Buche gelesen, das sie jetzt in der Hand trug.

Selma, die genau so tiefe Augen wie ihre Mutter hatte, schmiegte sich an sie und legte die Arme fest um ihre Hüften. So verschwanden sie in der Kajüte, wo Jonni noch immer fluchend mit der Nagelbürste auf seiner rechten Hand herumschrubbte.

Greggers holte das Fallreep wieder hoch, dann nahm er einen Zipfel des Segeltuchs und rieb sich damit den schwarzen Strich von Stirn und Nase, wobei er die Augen verdrehte wie ein toter Salzhering. Mandus aber scheuerte mit dem andern Zipfel so lange auf seinem Gesicht herum, bis er glühte wie lebendiges Feuer.

Dann labsalbten sie weiter und schwiegen zehn Minuten lang, bis Selma wieder auftauchte und an ihnen vorüberhuschte. Sie war ohne Hut und hatte einen weißen Kittel an. So wirbelte sie voraus und verschwand in der Kombüse.

Greggers hielt inne und hob den Zeigefinger hoch.

„Jungedi!" sprach er zu Mandus und spitzte andächtig die Lippen. „Heut' kriegen wir einen Kaffee, der sich gewaschen hat. Horch mal, wie sie mit dem Schmerlapp zu Gang ist!"

Aus der Kombüse tönten Lachen und hurtiges Kesselgeklapper. Der Koch sauste im Karnickeltrab das Deck entlang. Die Prinzenkrone im Bettelsack flog hinter ihm drein und landete neben der Teerpütz. Mit hastigen Stößen füllte der Koch den Kaffeekessel aus der Süßwasserpumpe, deren Rohr dicht neben dem Großmast durch das Deck stieß. Im gestreckten Galopp jagte er, begleitet von einem vielstimmigen Hallogeschrei, zur Kombüse zurück.

Greggers hob die Prinzenkrone auf, wobei der Bettelsack, in dem sie steckte, das drohende Symbol der schwarzen Hand empfing, und schob das papierne Beutestück in den noch nicht besetzten Hühnerstall.

Mandus merkte sich das Versteck und labsalbte weiter, daß die schwarze Schmiere nach allen Seiten spritzte.

„Ho! Jung!" knurrte Greggers und rückte von ihm ab. „Was ist denn mit dir los? Meine Jacke klecks ich selber voll!"

Nun wirbelte aus der Kombüsenesse dicker Rauch, und die Kaffeemühle kreischte laut und verwegen.

„Kiek!" flüsterte Greggers. „Die ganze Mutter! Wenn die beiden mitkämen! Donnerlüttchen! Die Frau als Koch und das Mädchen als Kajütsjunge!"

Mandus biß die Zähne zusammen und rieb wie besessen an den Tauen herum.

„Das wäre ein Leben wie im Himmel!" fügte Greggers andächtig hinzu.

„Bei dem Kapitän?" fragte Mandus ungläubig und wies achteraus.

„Was hast du gegen ihn?" fragte Greggers. „Daß er dir einen Bax gegeben hat? Das kommt in den besten Familien vor. Das muß man nicht so furchtbar ernst nehmen. Und daß er lieber Genever säuft als Rum? Das ist doch auch kein Beinbruch! Aber solange die Frauensleute an Bord sind, trinkt er keinen Tropfen. Ich laß auf Jonni nichts kommen. Ich kenn' ihn zu lange. Ich weiß, was er wert ist. Mach du erst mal einen Sturm mit! Dann wirst du schon merken, daß er ein verdammt gewissenhafter Kerl ist. Der läßt sich nicht verblüffen!"

„Warum ist er dann so fünsch?" murmelte Mandus betroffen. „Ich hab' ihm doch ganz gewiß nichts zuleide getan."

„Soll er dich vielleicht mit Samthandschuhen anfassen?"

„Warum mag er mich gar nicht leiden?"

„Das bildest du dir bloß ein."

„So ein Streitmacher!"

„Du bist ein Jung!" lachte ihn Greggers aus. „Zeig ihm doch die Zähne. Hab' ich auch so gemacht, als ich vor siebzehn Jahren hier an Bord kam. Und seitdem sind wir die besten Freunde. So einen Kapitän wie unsern Jonni sollst du dir erstmal suchen. Auf einen Dampfer geht er nicht. Das ist Kutscherei. Das macht ihm keinen Spaß. Und mir auch nicht. Und die Leute, die hier an Bord sind, die bleiben auch an Bord. Da geht keiner von selbst weg. Bloß die Steuerleute wechseln. Die wollen doch weiterkommen, die wollen doch auch mal Kapitän werden."

„Natürlich!" nickte Mandus lebhaft.

„Jetzt haben wir wieder zwei neue Steuerleute," schwatzte Greggers weiter. „Der Erste scheint ein bißchen pütscherig zu sein. Der Zweite ist aus Blankenese, von den von Holtens, das ist eine uralte Fischerfamilie. Die fahren schon so lange auf See, als ein Mensch denken kann. Nicht der Zehnte von ihnen ist auf dem Trocknen gestorben."

(Fortsetzung folgt.)

Marianne Kirchgeßner.

Eine Mozart-Geschichte von **Ludwig Bäte.**

Das Jahr 1791, das letzte, das die Unsterblichen ihrem Wolfgang Amadeus gönnten, hatte mit bitterer Not begonnen. Die Kasse war leerer denn je, so daß er an den Magistrat der Stadt Wien die Bitte richtete, ihn dem Kapellmeister Hoffmann am Stephansdom nebenzuordnen.

So schrieb Mozart denn auf Bestellung, was sich ihm bot, Kontertänze und Ländler, Menuetts und Spieluhrenmusik, ja, als die erblindete Virtuosin für die Glasharmonika, Marianne Kirchgeßner, ein Stück für ihr Instrument erbitten ließ, war er sogleich einverstanden und komponierte, wenn auch manchmal unterbrochen, in wenigen Tagen ein Adagio und Rondo für Harmonika, Flöte, Oboe, Bratsche und Cello, was die Bestellerin, die auch nicht viel zu brechen hatte, tief rührte.

Es hatte damit eine besondere Bewandtnis. Eines Abends war Mozart, unlustig seit langem, von einem Gange nach Mödling heimgekommen. Kurz vor der Stadt hatte er in einem Garten die Musik einer Glasharmonika, die man im Volke noch öfters spielte, in solch bezaubernder Vollendung gehört, daß er sogleich hingegangen war, wo man ihn denn auch, wie sich das gebührte, mit aller Hochachtung empfing. Unter einem herbstgelben Ahornbaum, dessen schön gezeichnete Blätter den darunter gestellten weißen Tisch fast bedeckten, saß ein junges, auffallend wohlgebildetes Mädchen, dessen Augen verloren über das vor ihr stehende Instrument gingen, das sie so meisterlich zu handhaben verstand. Die Künstlerin war, wie er bald merkte, blind und errötete tief, als die Freunde ihr seinen Namen nannten. Kaum konnte man sie bewegen, ihr Spiel fortzusetzen; sie tat es aber doch auf sein wiederholtes Bitten. Mozart war lange geblieben, eigentümlich von dem seltsamen Reiz der Stunde angesprochen. Als er sich schließlich verabschiedete, von den andern beinahe ehrfürchtig bis an die Straße gebracht, ging er auf die bescheiden und fast demütig vorgebrachte Bitte der Freunde der Spielenden, ihr eine Musik zu schreiben, sofort ein; es lag ihm ohnehin auf der Zunge, die Komposition selbst anzubieten. Freilich hatte er es im letzten Augenblick gelassen, da ihm die Aufträge, die es noch zu erledigen galt, drängend vor das Auge getreten waren, aber hier fand er Freude, die er lange genug entbehrt und auf die er augenblicklich weniger denn je zu verzichten willens war.

Unterwegs schon fiel ihm das Thema bei. Es hielt sich im Volkstümlichen, doch klang ein Ton ein, der sich aus der Lage und dem schwermütigen Ernst der herbstlichen Stunde von selbst ergab.

Vorläufig trat eine Pause ein, da plötzlich und unter ganz seltsamen Umständen ein Requiem bei ihm bestellt worden war, das ihn fortgesetzt beschäftigte. Eines Tages kam ein ganz in dunkles Grau gekleideter Mann zu ihm und bestellte für einen bestimmten Tag zu einem sehr annehmbaren Honorar das Werk, verschwand dann aber, ehe sich Mozart weiter erkundigen konnte. Der Vorgang hatte den Meister sehr erschüttert, und seine Frau hörte wiederholt, wie er unter rinnenden Tränen vor sich hin sprach: „Das ist das Letzte, was ich schreibe; mein Ende ist angebrochen!" Hinzu kam, daß sich an Händen und Füßen heftige Geschwulste bildeten, welche die Ärzte ebenso wenig wie sein fortgesetztes Erbrechen abzustellen wußten.

Mitten in der Komposition des Introitus mit seinem schweren D-Moll der Fagotte und Bassethörner war ihm sein Versprechen an die Freunde der Blinden wieder eingefallen, und er hatte die Arbeit von neuem aufgenommen, um sie rasch und ungesäumt zum Schluß zu bringen.

Er sah die großen, glanzlosen Augen immer vor sich, die wohl mehr erblickten, als sie ahnen ließen. Die Welt war tot für sie, und was sie vernahm, kam aus weitem Land fragend und in ihr Antwort heischend her. Mit einem Male aber riß der Vorhang in ihm. War er ihr nicht nahe verwandt? Brach nicht auch um ihn die Erde stündlich mehr zusammen? Die Hände griffen oft hilflos ins Nichts, und die Füße vermochten ihn kaum noch zum Wagen zu tragen, mit dem ihn die Freunde manchmal zu einer kurzen Fahrt in den Prater abholten. Dahinter aber schauerte das Dunkel auf, mit dem er im „Requiem" rang, das Confutatis klang auf, im Lacrimosa und Hostias schwebten Stimmen, die von keiner Not mehr wußten, und vielleicht war alles leichter, als es schien. Zeigte sich Gott ihm nicht allzeit gnädig bis auf diesen Tag? Und in Konstanze war der Knabe herangewachsen, der den Namen des Vaters trug und der ihn fortpflanzen würde, bis der Schall alles Irdischen erlosch und nur noch das Werk weitertönte, das ein Himmlischer voll Huld in ihn gelegt. Er freute sich, daß es ein Knabe geworden, und Konstanze lächelte, wenn er darauf mit seiner alten Salzburger Kinderfröhlichkeit zu sprechen kam, was in den letzten Tagen häufiger denn je geschah und sich gewiß auch von den guten Botschaften herleitete, die in den vergangenen Wochen zu ihnen kamen und eine baldige Besserung der irdischen Armseligkeit versprachen.

Mitte Oktober lag die Musik fertig vor, und nie war der Wohlklang üppiger gewesen. Wie es das Volk wollte, so lachte, sprühte, tändelte und scherzte es darin, doch meinten die Freunde einen Ton daraus zu erhorchen, der sich steil aus aller Menschlichkeit aufhob und an das Gewölbe rührte, das sich kristallen und durchsichtig wie ein geschliffener Stein um seine sinkenden Tage legte. Als Marianne Kirchgeßner das kleine Werk bekam, blühten die letzten Rosen im Garten, und um die verknospende Süße der blaßroten Kelche, die sie ihm schickte, faltete Wolfgang Amadeus Mozart die letzte Notenseite seines ewigen Abendliedes, das ihn tönend und ohne Schmerz in die Unendlichkeit hinübertrug, aus der e' gekommen.

Glückstage.

Von Adam Polewka (Krakau).

In jedem Abreißkalender, von dem morgens ein Blatt abgerissen wird, kommt nach sechs Tagen ein roter. Fast alle Tage sind dort gleich, und deshalb ist es schwer, unter ihnen einen solchen Freudentag zu finden, daß jede Sekunde der andern um den Hals fällt, und der so heiter ist und so hell, daß unser Auge eine Sonne wird und den Leuten vom „Guten Morgen" bis zum „Gute Nacht" leuchtet. Es gibt auf der Welt aber einen Kalender, in dem jedes Blatt einen glücklichen Tag bedeutet.

Es war einmal ein Mann, der darum wußte, und deshalb wollte er wenigstens eines von den Zauberblättern in seinen gewöhnlichen Abreißkalender heften und wenigstens an einem Tag in seinem Leben kristallklares Glück trinken. Er machte sich also auf den weiten Weg, wanderte über zehn blaue Berge und zehn silberne Flüsse, durchquerte gelben Wüstensand und kam zu einem goldenen Kastanienbaum, auf dessen Wipfel ein weißer Rabe sein Nest hatte. Denn nur der weiße Rabe weiß, wo der Kalender mit den bunten und glücklichen Tagen ist.

Der Mann erhob seine Hände und flehte:

„Weißer Rabe! Bring mir einen glücklichen Tag aus dem bunten Kalender!"

Da erhob sich der weiße Vogel und schwang sich in die blaue Ferne, denn weiße Raben schlagen nie eine Bitte ab. Er flog einen Tag, einen zweiten und dritten, bis er mit dem Schnabel an eine Felsenwand stieß, die so hoch war, daß die Adler an ihrem Fuß hinstürzen, weil sie sie nicht überfliegen können. An dieser Wand hängt der bunte Kalender, von dem niemand die farbenprächtigen Tage abreißt und sie in den Abgrund der Ewigkeit wirft. Nur wenn das alte Jahr zu Ende geht, holt ein Engel den Kalender vom Felsen und trägt ihn in den Himmel, wo die kleinen Engel aus den buntfarbigen Blättern wunderschöne Muster und Figuren für das Weihnachtsfest ausschneiden.

Der weiße Rabe pickte mit dem Schnabel auf die bunten Blätter, riß einen Tag von grüner Farbe ab und brachte ihn dem Manne, der Tag und Nacht unter dem goldenen Kastanienbaum gewartet hatte. Der Mann dankte dem Raben so schön er konnte und kehrte heim über die zehn blauen Berge, die zehn silbernen Flüsse und durch die braune Wüste. Auf seinem warmen Herzen trug er das bunte Blatt, wie ein grünes Skapulier, als er aber die Schwelle seines Hauses überschritt und den glücklichen Tag in den Kalender einkleben wollte, in dem auf sechs schwarze Tage ein roter folgt, öffnete er den Mund, doch kein Schrei wurde laut, und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Denn auf langen und weiten Wegen über Berge und durch Wälder hatte er einen Tag getragen, der schon vergangen war, und an dem er, ohne es zu merken, vorübergegangen war. Eine brennende Qual trug er von nun ab in sich, die ihm jeden Morgen neu sagen würde:

„Ein glücklicher Tag ist an dir vorbeigegangen, und deine Augen waren blind.“

Da stand der müde Mann auf und griff wieder zum Wanderstab. Und wiederum wandert er über zehn blaue Berge und zehn silberne Flüsse auf der Suche nach dem glücklichen Tag. Die Augen des Mannes sind jetzt scharf und sehend geworden und gehen an keinem Tage vorüber, ohne ihm ins Auge zu sehen.

*

Diese Geschichte hat mir ein weißer Rabe erzählt, und weiße Raben lügen nie.

(Berechtigte Übertragung aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm Christiani, Berlin.)



Bunte Chronik



Don Luis, „der weiße Indianer“.

Eine populäre Erscheinung in den Bergen von Panama ist Don Luis, „der weiße Indianer“. Er haust am Flusse Chirique an einer schwer zugänglichen Stelle, denn er liebt den Besuch von Fremden nicht. Wenn man ihn sieht, so glaubt man tatsächlich, einen Indianer vor sich zu haben, denn er ist klein und dunkel und beherrscht den Indianerdialekt in der Vollendung. Die Lebensgeschichte dieses eigenartigen Mannes mutet wie ein Abenteurer-Roman an. In jungen Jahren riß er aus Europa aus und kam nach Newyork, wo er in allen möglichen Stellungen, darunter auch als Kellner sein Leben fristete. Als Goldgräber ging er nach Alaska, war dann eine Zeitlang als Pelzjäger in Kanada tätig und erwarb sich ein ganz hübsches Vermögen, das er in einer Nacht am Spieltisch wieder verlor. Er schloß sich dann einer Goldsucherexpedition nach Südamerika an und durchstreifte später allein ganz Venezuela und einen großen Teil der Gebiete des Amazonenstroms. Don Luis hatte sich schon immer für ethnographische Studien interessiert, und seine Kenntnisse auf diesem Gebiete während seiner langen Reisen noch wesentlich erweitert und erkannte sehr bald, daß auch damit Geld zu verdienen sei. Er ließ sich daher am Chirique als Spezialist für Indianerforschung nieder. Für die Wahl dieses Niederlassungsplatzes war vor allem bestimmend, daß sich in seiner Umgebung unzählige Indianergräber befinden, in denen Gegenstände gefunden werden, für welche Museen und private Sammler eifrige Abnehmer sind. Sein Geschäft geht vorzüglich, wenn er auch die seltensten und kostbarsten Stücke nicht verkauft, sondern in seinem Hause aufstellt, das auf diese Weise zu einem sehr interessanten, kleinen Museum geworden ist. Seine Sammlung enthält vor allem Schalen von sehr großem, kulturhistorischem Wert sowie Götzenbilder mit Tierköpfen, die eine verblüffende Ähnlichkeit mit ostasiatischen Götzenbildern aufweisen. So ist Don Luis eine sehr bekannte Persönlichkeit in den Kreisen der amerikanischen Gelehrten geworden, erhält sehr häufig Besuch von ihnen oder wird bei Ausgrabungen und der Ausarbeitung von Expeditionsplänen von ihnen zu Rate gezogen.



Lustige Ecke



* **Der Reporter.** Der Chefredakteur ist unzufrieden mit seinem jungen Reporter. „Kürzer“, sagt er mißbilligend, „kürzer, knalliger, wirkungsvoller müssen Ihre Berichte sein!“

Am nächsten Tag schreibt der junge Mann:

„Herr X., der langjährige geschätzte Mitbürger unserer Stadt, war verheiratet mit einer bösen Frau.

Vor zwei Tagen widersprach er ihr.

Heute um 4 Uhr ist seine Beerdigung.“

* **Anzüglich.** „Sie tragen, wie mir scheint, einen Gummikragen! Kann man den waschen?“

„Aber selbstverständlich!“

„Dann tun Sie's doch mal!“

*

* **Das verräterische Telephon.** A. (zum Freund): „Gib acht! Jetzt habe ich meiner Frau mitgeteilt, daß ich dich für heute mittag zum Essen mitbringen werde. Gleich wird die Antwort hier sein; nimm selbst den Fernsprecher und höre!“

Antwort: „Hättest auch was Vernünftigeres tun können, als den alten Esel einzuladen!“

*

* **Ein folgsamer Patient.** „Was sehe ich, alter Freund?, Du trinkst den Kognak durch einen Strohhalm?“

„Ja, mein Hausarzt hat mir eingeschärft, mich dem Alkohol so fern wie möglich zu halten.“



Rätsel-Ecke

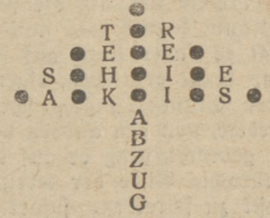


Wortteil-Rätsel.

Der erste wird im Herzog sein,
Der zweite liegt im Geiz,
Der dritte wird im Saustall sein,
Nun such' — die Stadt der Schweiz!

*

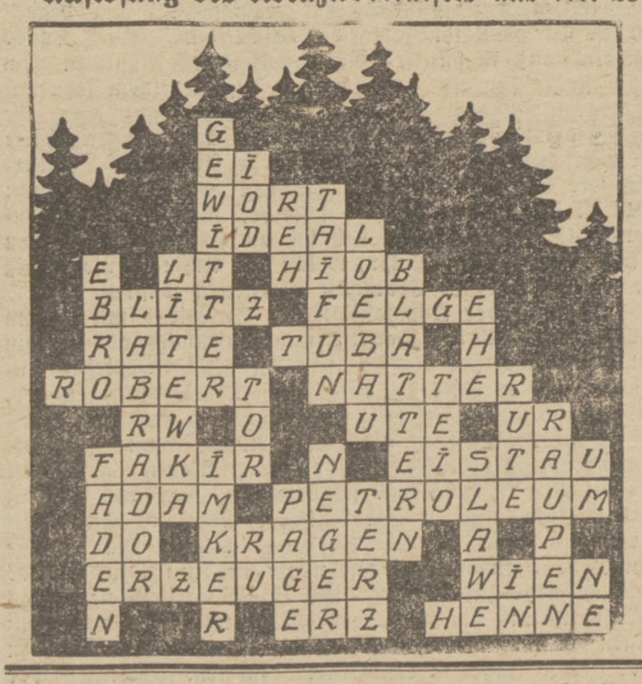
Schirm-Rätsel.



Die Punkte dieser schirmartigen Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen. Und zwar hat die erste Zeile (Spitze) einen Buchstaben, die zweite eine Oeffnung, die dritte einen Fluß in Bayern, die vierte ein Ziel und die fünfte eine Ortschaft anzugeben. Sind die richtigen Wörter gefunden, so bildet auch die lange senkrechte Linie eine sinngemäße Bezeichnung.

*

Auflösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 250.



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.